

BENJAMIN ALIRE SÁENZ

ARISTOTELES UND DANTE

entdecken die
Geheimnisse
des Universums

ROMAN

Aus dem Amerikanischen von Brigitte Jakobeit

THIENEMANN

*Für alle Jungen, die lernen mussten,
nach anderen Regeln zu spielen.*

Dank

Ich dachte lange nach, ob ich dieses Buch schreiben soll. Nach dem ersten Kapitel überlegte ich sogar, das Projekt wieder aufzugeben. Aber ich habe das Glück, von engagierten, mutigen, begabten und intelligenten Menschen umgeben zu sein, die mich ermutigten, zu beenden, was ich angefangen hatte. Ohne sie wäre dieses Buch nicht entstanden. Hier ist also meine kleine und gewiss unvollständige Liste der Menschen, denen ich danken möchte: Patty Moosebrugger, wunderbare Agentin und Freundin. Daniel und Sasha Chacon für ihre große Zuneigung und ihre Überzeugung, dass ich dieses Buch schreiben muss. Für Hector, Annie, Ginny und Barbara, die immer da waren. Mein Lektor, David Gale, der an das Buch glaubte, und das gesamte Team bei Simon & Schuster, besonders Navah Wolfe. Meine Kollegen im Fachbereich Creative Writing, deren Arbeit und Großzügigkeit mich pausenlos anspornen, ein besserer Autor und ein besserer Mensch zu sein. Und schließlich möchte ich meinen Studenten danken, alten wie neuen, die mich daran erinnern, dass Sprache und Schreiben immer wichtig sind. Mein Dank gilt euch allen.

Warum lächeln wir? Warum lachen wir? Warum fühlen wir uns allein? Warum sind wir traurig und verwirrt? Warum lesen wir Gedichte? Warum weinen wir, wenn wir ein Gemälde sehen? Warum ist unser Herz in Aufruhr, wenn wir lieben? Warum schämen wir uns? Was ist das Ding in unserer Magengrube, das wir Sehnsucht nennen?

IM SOMMER GELTEN ANDERE REGELN

Das Problem mit meinem Leben war, dass ich
nicht selbst darüber bestimmte.

Eins

An einem Sommerabend schlief ich ein und wünschte mir, dass die Welt beim Aufwachen eine andere wäre. Als ich am Morgen die Augen aufmachte, war die Welt noch dieselbe. Ich warf die Decke zurück und lag da, während die Hitze durch das offene Fenster strömte.

Ich griff nach dem Drehknopf am Radio. »Alone« lief gerade. Mist! »Alone«, ein Stück von einer Gruppe namens Heart. Nicht gerade mein Lieblingssong. Nicht gerade meine Lieblingsgruppe. Nicht gerade mein Lieblingsthema. »You don't know how long ...«

Ich war fünfzehn.

Ich war gelangweilt.

Ich war unglücklich.

Von mir aus hätte die Sonne auf der Stelle das Blau aus dem Himmel schmelzen können. Dann hätte der Himmel genauso unglücklich sein können wie ich.

Der DJ sagte blöde, banale Sachen wie: »Es ist Sommer! Draußen ist es heiß!« Und dann spielte er die alte Kennmelodie von Lone Ranger, die er gern jeden Morgen spielte, weil er es cool fand, so die Welt zu wecken. »Hi-yo, Silver!« Wer hatte den Typen eingestellt? Er brachte mich um. Ich glaube, wenn wir die Wilhelm-Tell-Ouvertüre hören, sollten wir uns Lone Ranger und Tonto vorstellen, wie sie auf ihren Pferden durch die Wüste reiten. Vielleicht hätte ihm mal jemand sagen sollen, dass wir nicht mehr zehn waren. »Hi-yo, Silver!« Mist.

Die Stimme des DJs war wieder im Äther: »Aufwachen, El Paso! Es ist Montag, fünfzehnter Juni 1987! Ein dickes Happy Birthday geht an Waylon Jennings, der heute fünfzig wird!«

Waylon Jennings? Das war ein Rocksender, verdammt! Aber seine nächste Bemerkung ließ darauf schließen, dass er vielleicht doch ein bisschen Grips hatte. Er erzählte die Geschichte von Waylon Jennings, der 1959 den Flugzeugabsturz überlebt hatte, bei dem Buddy Holly und Ritchie Valens ums Leben kamen. Und dann legte er das Remake von »La Bamba« von Los Lobos auf.

»La Bamba«, damit konnte ich leben.

Ich klopfte mit den bloßen Füßen auf den Holzfußboden, nickte im Rhythmus des Stücks und fragte mich, was Ritchie Valens wohl durch den Kopf gegangen war, bevor das Flugzeug auf die unerbittliche Erde krachte. *Hey, Buddy! Die Musik ist vorbei.*

Denn die Musik war schon sehr bald vorbei. Die Musik war vorbei, als sie gerade erst angefangen hatte. Das war echt traurig.

Zwei

Ich ging in die Küche. Meine Mutter bereitete gerade Essen für ein Treffen mit ihren Freundinnen vom katholischen Kirchenkreis vor. Ich goss mir Orangensaft ein.

Meine Mutter lächelte mir zu. »Wie wär's mit Guten Morgen?«

»Ich überleg's mir noch«, sagte ich.

»Wenigstens hast du es aus dem Bett geschafft.«

»Hab auch lange drüber nachgedacht.«

»Was habt ihr Jungen bloß mit dem Schlafen?«

»Wir können es gut.« Sie musste lachen. »Außerdem hab ich nicht geschlafen, sondern ›La Bamba‹ gehört.«

»Ritchie Valens«, flüsterte sie. »Wie traurig.«

»Genau wie deine Patsy Cline.«

Sie nickte. Manchmal erwischte ich sie dabei, wenn sie das Stück »Crazy« sang. Ich musste dann immer grinsen. Und sie auch. Es war, als teilten wir ein Geheimnis. Meine Mutter hatte eine wirklich schöne Stimme. »Flugzeugabstürze«, flüsterte sie. Ich glaube, sie sagte das mehr zu sich als zu mir.

»Ritchie Valens ist vielleicht jung gestorben – aber er hat was erreicht. Im Ernst, er hat wirklich was erreicht. Und ich? Was hab ich erreicht?«

»Du hast Zeit«, sagte sie. »Jede Menge Zeit.« Die ewige Optimistin.

»Ja, aber dazu muss man erst mal ein Mensch werden«, erwiderte ich.

Sie sah mich komisch an.

»Ich bin fünfzehn.«

»Ich weiß, wie alt du bist.«

»Fünfzehnjährige zählen nicht als Menschen.«

Meine Mutter lachte. Sie war Lehrerin an der High-school. Ich wusste, dass sie mir halbwegs recht gab.

»Und worum geht es bei dem großen Treffen?«

»Wir organisieren die städtische Tafel neu.«

»Die städtische Tafel?«

»Jeder sollte etwas zu essen haben.«

Meine Mutter hatte ein Herz für die Armen. Sie stammte selbst aus bescheidenen Verhältnissen. Sie wusste Dinge über Hunger, die mir immer fremd sein würden.

»Ja«, sagte ich. »Wahrscheinlich.«

»Vielleicht kannst du uns helfen?«

»Klar«, sagte ich. Ich hasste ehrenamtliche Einsätze. Das Problem mit meinem Leben war, dass ich nicht selbst darüber bestimmte.

»Was hast du heute vor?« Es klang wie eine Herausforderung.

»Ich schließe mich einer Gang an.«

»Das ist nicht lustig.«

»Ich bin Mexikaner. Da gehört sich das so, oder?«

»Nicht lustig.«

»Nicht lustig«, sagte ich. Okay, nicht lustig.

Ich verspürte den Drang, aus dem Haus zu gehen. Nicht dass ich ein Ziel gehabt hätte.

Wenn meine Mutter ihre Freundinnen aus dem katholischen Kirchenkreis zu Besuch hatte, meinte ich immer

zu ersticken. Es lag weniger daran, dass alle ihre Freundinnen über fünfzig waren – das war nicht der Grund. Und es lag auch nicht an den ständigen Kommentaren, dass ich vor ihren Augen zu einem Mann wurde. Mit solchen Sprüchen konnte ich umgehen. Außerdem waren es nette, harmlose, gut gemeinte Sprüche. Es war in Ordnung, wenn sie mir über die Schulter strichen und sagten: »Lass dich mal ansehen. Was für ein hübscher Junge! Du siehst deinem Vater wirklich ähnlich.« Nicht dass es da viel zu sehen gab. War ja schließlich nur ich. Und ja, ja, ich sah aus wie mein Vater. Für mich war das keine große Leistung.

Was mich aber wirklich total wurmte, war, dass meine Mutter mehr Freundinnen hatte als ich. Wie traurig ist das denn?

Ich beschloss, im Memorial Park schwimmen zu gehen. Das war keine grandiose Idee. Aber wenigstens kam sie von mir.

Als ich zur Tür hinausging, nahm meine Mutter das alte Handtuch, das ich mir über die Schulter geworfen hatte, und tauschte es gegen ein besseres aus. In der Welt meiner Mutter gab es gewisse Handtuchregeln, die ich einfach nicht kapierte. Allerdings hörten die Regeln nicht bei Handtüchern auf.

Sie begutachtete mein T-Shirt.

Ich hatte ein Gespür für missbilligende Blicke. Bevor sie mich zwang, mich umzuziehen, warf ich ihr einen meiner typischen Blicke zu. »Das ist mein Lieblings-T-Shirt«, sagte ich.

»Hast du das nicht schon gestern angehabt?«
»Ja«, sagte ich. »Aber das ist Carlos Santana.«
»Ich weiß, wer das ist«, sagte sie.
»Dad hat es mir zum Geburtstag geschenkt.«
»Wenn ich mich recht entsinne, warst du nicht sehr begeistert, als du es ausgepackt hast.«
»Ich hatte auf was anderes gehofft.«
»Was anderes?«
»Ich weiß nicht. Irgendwas anderes. Ein T-Shirt zum Geburtstag?« Ich sah sie an. »Wahrscheinlich versteh ich ihn einfach nicht.«
»So kompliziert ist er gar nicht, Ari.«
»Er redet nie.«
»Wenn Leute reden, muss es nicht immer wahr sein.«
»Kann sein«, sagte ich. »Jedenfalls steh ich inzwischen total auf das T-Shirt.«
»Das seh ich.« Sie lächelte.
Ich lächelte ebenfalls. »Dad hat es auf seinem ersten Konzert gekauft.«
»Ich war dabei. Ich erinnere mich. Es ist alt und schäbig.«
»Ich bin sentimental.«
»Das kann man wohl sagen.«
»Mom, es ist Sommer.«
»Ja«, sagte sie, »es ist Sommer.«
»Andere Regeln«, sagte ich.
»Andere Regeln«, wiederholte sie.
Ich liebte die Regeln, die im Sommer galten. Meine Mutter ertrug sie.

Sie kämmte mir mit den Fingern die Haare. »Versprich, dass du es morgen nicht anziehst.«

»Okay«, sagte ich. »Versprochen. Aber nur, wenn du versprichst, es nicht in den Trockner zu werfen.«

»Vielleicht darfst du es ja selbst waschen.« Sie grinste mich an. »Ertrink nicht.«

Ich grinste zurück. »Und wenn doch, gib meinen Hund nicht weg.«

Das mit dem Hund war ein Scherz. Wir hatten gar keinen.

Meine Mutter hatte denselben Sinn für Humor wie ich. In der Hinsicht verstanden wir uns gut. Auch wenn sie mir sonst manchmal ein Rätsel war. Eines verstand ich allerdings gut – ich verstand, warum mein Vater sich in sie verliebt hatte. Warum sie sich in meinen Vater verliebt hatte, musste ich erst noch herausfinden. Einmal, ich war sechs oder sieben, war ich richtig sauer auf ihn, weil ich mit ihm spielen wollte und er irgendwie so weit weg war. Als ob ich gar nicht da wäre. Damals fragte ich meine Mutter in meiner ganzen kindlichen Wut: »Warum hast du bloß diesen Typ geheiratet?«

Sie lächelte und kämmte mir mit den Fingern die Haare. Das war immer ihr Ding. Sie sah mir direkt in die Augen und sagte ruhig: »Dein Vater war schön.« Ohne zu zögern.

Ich hätte sie gern gefragt, wohin diese Schönheit verschwunden war.

Drei

Als ich in die Hitze des Tages trat, stellte ich fest, dass selbst die Eidechsen so schlau waren und sich verkrochen. Sogar die Vögel blieben in Deckung. Die geteerten Stellen auf der Straße schmolzen. Das Blau des Himmels war fahl, und mir kam der Gedanke, dass vielleicht alle vor der Stadt und ihrer Hitze geflohen waren. Oder dass vielleicht alle gestorben waren wie in einem dieser Science-Fiction-Schinken, und ich der letzte Mensch auf der Erde war. Doch gerade als mir das durch den Kopf ging, kam eine Clique von Jungs aus der Nachbarschaft auf ihren Fahrrädern vorbei, und ich wünschte mir, ich wäre tatsächlich der letzte Mensch auf der Erde. Sie lachten, albernten herum und hatten offenbar einen Höllenspaß. Einer rief mir zu: »Hey, Mendoza! Wieder mit deinen vielen Freunden unterwegs?«

Ich winkte und spielte den guten Kumpel, *hahaha*. Und dann zeigte ich ihnen den Mittelfinger.

Einer hielt an, drehte um und umkreiste mich mit dem Fahrrad. »Machst du das noch mal?«, sagte er.

Ich zeigte ihm wieder den Mittelfinger.

Er blieb mit dem Fahrrad direkt vor mir stehen und versuchte, mich zum Wegsehen zu zwingen.

Es klappte nicht. Ich kannte ihn. Sein Bruder, Javier, hatte mich mal angemacht. Ich hatte ihm eine gescheuert. Feinde fürs Leben. Es tat mir nicht leid. Ja, klar, ich konnte mich nicht beherrschen. Das gebe ich zu.

Er setzte seine fiese Stimme ein. Als könnte mir das Angst machen. »Leg dich nicht mit mir an, Mendoza.«

Ich zeigte ihm wieder den Mittelfinger, hielt ihn vor seine Nase wie eine Knarre. Er verzog sich schleunigst auf seinem Fahrrad. Ich hatte vor vielem Angst – aber nicht vor Typen wie ihm.

Die meisten Jungs machten mich nicht an. Nicht mal die, die sich nur in Cliques bewegten. Sie fuhren auf ihren Fahrrädern an mir vorbei und riefen dummes Zeug. Die meisten waren um die dreizehn oder vierzehn, und Jungs wie mich anzumachen, war nur ein Spiel für sie. Sobald ihre Stimmen sich entfernten, verfiel ich wieder in Selbstmitleid.

In Selbstmitleid zu verfallen war eine Kunst. Ich glaube, irgendwie gefiel mir das. Vielleicht hatte es was mit der Stellung in meiner Familie zu tun. Jedenfalls glaube ich, dass es mit daran lag. Ich fand es nicht schön, dass ich mehr oder minder ein Einzelkind war. Denn so sah ich mich. Ich war ein Einzelkind, ohne wirklich eins zu sein. Das war ätzend.

Meine Zwillingsschwestern waren zwölf Jahre älter. Zwölf Jahre ist eine Ewigkeit. Und sie gaben mir immer das Gefühl, ein Baby, ein Spielzeug oder ein Hündchen zu sein. Ich mag Hunde wirklich sehr, aber manchmal kam ich mir wie das Familienmaskottchen vor. Ein Maskottchen. Toll. Ari, das Familienmaskottchen.

Und mein Bruder war elf Jahre älter. Er war für mich noch unerreichbarer als meine Schwestern. Ich durfte noch nicht mal seinen Namen erwähnen. Wer redet

schon gern über ältere Brüder, die im Gefängnis sitzen? Nicht meine Eltern, so viel stand fest. Meine Schwestern auch nicht. Vielleicht hat dieses ominöse Schweigen um meinen Bruder etwas mit mir gemacht. Ich glaube schon. Nicht zu reden kann einen ziemlich einsam machen.

Als meine Geschwister geboren wurden, waren meine Eltern jung und strampelten sich ab. »Sich abstrampeln« ist der Lieblingsausdruck meiner Eltern. Irgendwann nach drei Kindern und dem Versuch, das College zu beenden, meldete sich mein Vater bei den Marines. Dann zog er in den Krieg.

Der Krieg hat ihn verändert.

Ich wurde geboren, als er nach Hause kam.

Manchmal glaube ich, dass mein Vater sehr viele Narben hat. An seinem Herz. Im Kopf. Überall. Es ist gar nicht so einfach, der Sohn eines ehemaligen Kriegsteilnehmers zu sein. Als ich acht war, hörte ich meine Mutter am Telefon zu meiner Tante Ophelia sagen: »Ich glaube, für ihn ist der Krieg nie vorbei.« Später fragte ich meine Tante Ophelia, ob das stimmte. »Ja«, meinte sie, »das stimmt.«

»Aber warum lässt der Krieg meinen Vater nicht los?«

»Weil dein Vater ein Gewissen hat«, sagte sie.

»Was ist im Krieg mit ihm passiert?«

»Das weiß niemand.«

»Warum erzählt er es nicht?«

»Weil er nicht kann.«

So war das also. Als ich acht war, wusste ich nichts vom Krieg. Ich wusste noch nicht mal, was ein Gewissen ist. Ich

wusste nur, dass mein Vater manchmal traurig war. Ich fand es schrecklich, wenn er traurig war. Ich wurde dann auch immer traurig. Traurig sein gefiel mir nicht.

Ich war also der Sohn von einem Mann, in dem der Vietnamkrieg lebte. Klar, ich hatte alle möglichen tragischen Gründe für mein Selbstmitleid. Dass ich fünfzehn war, half auch nicht gerade. Fünfzehn zu sein, dachte ich manchmal, war die schlimmste Tragödie von allen.